

# SPIEGEL

Nr. 49

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

## Die Leute von St. Bonifaz.

Roman von Minna Kautsky.

(Fortsetzung.)

### 15. Kapitel.

Im Orte war alles früh auf den Beinen, in Festtagsstimmung, die Heuarbeit war vorüber und es war kaum ein Haus, das zu der heutigen Wallfahrt nicht einen oder zwei Teilnehmer geliefert hätte.

Mancher der selben sah prüfend nach dem Himmel, an dem langstreifige, wirr durcheinander gesetzte Wölken sich zeigten.

„Das san Regenwurzeln, heut gibt's no a Wetter, die Gölzen san so schlimm," sagte einer.

„Welei, dös haft's scho seit Wochen," ward ihm entgegnet, „das Viertel is gut eingangen, da bleibt's schön.“

Die Prozession war gleich nach der Frühmesse aufgebrochen. Mittags wollte man die hochgelegene Waldkapelle erreicht haben, die ihres mystischen Zaubers auf naive Gemüter noch keineswegs entkleidet war. In dieser Felsenhöhle hatte in grauer Vorzeit ein frommer Einsiedler gewohnt und Wunder gewirkt. Als die Klausur späterhin zur Kapelle umgesetzt und dem heiligen Bonifazius geweiht wurde, hatte man nicht vergessen, sie mit einem Türmchen zu zieren und einer helltönen den Glocke, die ein launherabreichender Strom in Bewegung setzte.

Wer sie zum erstenmal läutet und reinen Sünden ist, dem wird der geheime Wunsch seines Herzens erfüllt, so ging die gern geglaubte Sage, die nur gottlose Männer verhöhnten. In den siebziger Jahren allerdings, wo die Freiheitssucht in der Mode war und bis an dieses Gestade ihre Wellen schlug, waren die Besucher spärlich und die Kapelle geriet in Verfall. Als aber die Aufklärung unter dem niederen Volke Anhänger fand, erkannte man die Gefahr und Adel und Adelns taten sich wie immer zusammen, um den verderblichen Fortschritt zu bekämpfen und dem Volke seinen Glauben zu retten. Es bedurfte der sichtbaren Zeichen, um das Unsichtbare den Herzen näher zu bringen, und der Hilfe des Mystizismus, hinter dem sich das Unerklärbare in Schauern löste.

Die alten Sagen und Wunder lebten wieder auf, die heiligen Wässer sprudelten ergiebiger, die Pilgerfahrten nahmen zu. Die abgetane Romantik fand aufs neue ihre Dichter und Adepten. Die „Bergpsalmen“ erschienen, wurden gekauft und gelesen, man berührte sich an den poetischen Schilderungen der Landschaft, in der der fromme Einsiedler gelebt, wie an seiner Legende.

Da nahmen die guten Bonifazier erst ihre Berühmtheit wahr. Der Ort, in dem sie wohnten, das Wirken des Heiligen, die Wunder, die sich daselbst begaben, waren in Liedern besungen worden. Man kannte die Bonifazier, man sprach von ihnen, man suchte sie auf, so waren sie selbst in die Öffentlichkeit getreten und durch die Dichtung verewigt worden. Sie errichteten im Walde dem Sänger sofort ein Monument und die Wallfahrten zu dem berühmten Waldkirchlein und seinen geheimnisvollen Höhlen waren wieder im Schwange. Die Kapelle wurde neu hergerichtet und gesäumt, ein Altar zum Messfeiern hineingestellt und vornehme Damen, die Fürstin an der Spitze, stellten Altardecken und Kissen dafür, spendeten Vasen und silberne Leuchter. Die alten Sprüchlein, die in den Felsen gehauen, verwittert und verwischt waren, wurden neu herangemischt und die in den Felsen gehauenen Stufen, die zum Eingang führten, von Rutschwerk und Unkraut gereinigt.

Aber außer den kirchlichen Bittgängen und Prozessionen zu Ehren des Heiligen kamen nur einzelne Wanderer hier vorüber und die Bonifazier machten lieber den Umweg um den ganzen See herum, ehe sie den fürzesten über den Berggrücken nahmen, der allerdings steil und voll Geröll war. Und so blieb diese herrliche Waldeinsamkeit ungestört nach wie vor in Dunkel und Schweigen gehüllt, nach wie vor das menschliche Gemüt mit seinem Zauber bestreitend, jenem süßen Lustgefühl, das sich nur allzuleicht leiten und deuten lässt von denen, die sich darauf verstehen, poetisches Empfinden in Mystizismus zu wandeln und zu vergrößern. Die Architektur des Kirchleins mit dem kleinen Türmchen von außen, seinen Felswänden und Höhlungen im Innern machte die Sage erst recht lebendig.

Über Stufen betrat man den aus Steinen gefügten Vorbau, dessen großes, offenes Rundbogenfenster einen Ausblick auf die weithin sich erstreckende Wiese gewährt, die von dunklen Nadelwäldern umgeben war. Von dieser loggiaartigen Erhöhung hatte, wie von einer Kanzel, der Einsiedler seine Bergpredigten an die auf der Wiese Versammelten gehalten und diese Geistigkeit war neuerdings wieder aufgenommen worden.

Die seitwärts sich anschließende Kapelle, die ihr Licht von dem großen Vorraum erhielt, war durch ein hochhinaufreichendes Eisengitter in

zwei Teile geteilt, das begehrlichen Händen wehrte, sich an den Schäben des Altars zu vergreifen. Ein kleines Türchen von schöner Schniedearbeit, zu dem der funktionierende Priester den Schlüssel hatte, gewährte Einlass in dies Sanktuarium, das in ein mystisches Halbdunkel getaucht war. Ein mächtiges Kreuz, mit dem überlebensgroßen Heiland ragte vom Altar bis zur Felsendecke empor und fesselte den Blick vor allem anderen. Denn hier, dem Walde zu, floss ein Felsenpalt und ein grünlich zitterndes Licht drang in einem schmalen Streifen herein und huschte über den Körper des Bekreuzigten hin, gleich Todeszuckungen.

Auf dem Altar standen große Wachskerzen in silbernen Leuchtern, die, sobald sie angezündet waren, die reiche Altardecke, die weißen, in farbiger Seide gestickten Kissen und die vielen Weihgeschenke beleuchteten. Reichlicher Blumenschmuck war zu beiden Seiten in Vasen aufgestellt und diente den Eintretenden fühlbar entgegen. Die Pilger aber mussten außerhalb des Kitters bleiben, und, da nur fünf Stufenartigen Gestein niederlassen, das Höhlenbildungen aufwies, die sich im Dunkel verloren.

In eine derselben führte ein Spalt dieser in die Felsen hinein, der sich aber schon nach einigen Schritten verengte und zwar dermaßen, daß ein erwachsener Mensch sich nicht mehr hindurchzwängen konnte. Wenigstens hatten die Kühnen, sobald sie an diese Stelle kamen, eiligst wieder den Rückzug angelitten, die Warnung beherzigend, die vor dem Eingang angebracht war.

Es war wohl der fromme Einsiedler selbst, der das schauerliche Sprüchlein in den Felsen gemeißelt hatte, das heute noch dort zu lesen ist:

„Wer von Euch der Sünden voll  
Tut nicht Nein und Neid erwecken,  
Der kommt nicht durch das Loch,  
Bleibt in der Mitten stecken.“

Aber so sehr es den Gläubigen imponierte, den guten Klausner hatte es nicht geniert, der war ohne Zagen durch die Höhlen hinein- und hinausgeschritten, und es ging die Sage, daß ein geheimer Gang bis zum See hinabführe und daß er sich bis dahin einen Ausgang geschaffen habe. Ja, der war eben ein Heiliger, der Wunderkräfte besaß und der es getrost mit dem Teufel aufnehmen konnte, wie ein weiteres Sprüchlein an der Holzwand erzählt:

„Den frommen Bonifaz zu vernichten,  
Schüttelt der Teufel die Felsenwände.  
Doch betend verwehet er ihren Sturz  
Durch seine gesaleten Hände.“

Auch diese Wunderquelle war dem Wunderorte entsprungen, aber sie war im Laufe der Jahre versandet und erst außerhalb des Kirchleins wieder ans Licht gekommen. Was aber vollständig unberührt vom Wandel der Zeiten geblieben war, jeder Erkenntnis trohend, das war die Sammelbüchse.

Groß und glänzend mit einem neuartigen Schloß versehen, war sie schon in dem Vorraum angebracht, allen ersichtlich.

Und mit gläubigem Herzen, die Arme beraus vor dem Unerforschlichen, warf jeder Arme an Geist und an realem Besitz oft seine letzten im Schweiß erworbenen Kreuzer hinein.

Nach diesem Gnadenorte waren unter Glockengläutie die Pilger von St. Bonifaz aufgebrochen. Mit hochgetragenem Kreuz und flatternden Fahnen, von ihrem Kaplan geführt, von dem Vorbeter in Reih und Glied gehalten, wälzten sie singend und betend, pustend und schwingend den steilen Berg hinan, die Männer voran, die Weiber im Hintertreffen.

Peter hatte seinen Rückack gepackt und zuschnallt. Er stieg die Leiter hinunter und betrat das Wohnzimmer des Hödlemoser, in dem die Familie versammelt war.

Hanni war bereits aufgestanden.

Vlaß und zum Schatten abgemagert, sah sie auf dem Sofa, den Loissi im Arm, der aller Vorredte sich wieder erinnerte und wie ehemals sie einzufordern begann. Hans stand am Herd und kochte das Frühstück. Er sah frisch und fröhlich aus, wie ein Sieger, der ein verlorengesgebenes Königreich sich auf's neue erobert hatte. Er begrüßte den Eintretenden mit einem fröhlichen „Hello!“, in das sämtliche Kinder begeistert einstimmten.

„Und es ist also w<sup>ie</sup>gl<sup>ück</sup>lich?“ fragte Hans.

„Mein bitterer Ernst,“ sprach Peter, „Vierzehn Tage wollt' ich dableiben, sechs Wochen sind daraus geworden.“

„Du hast ein Opfer gebracht, aber nicht umsonst,“ und an Hannis Seite tretend: „da, schau sie nur an, wie gut sie sich erholt hat, sie ist wie ein junges Mädel, schöner als je.“

Hanni lächelte. Gott sei Dank, ihrem Hans gefiel sie noch immer. „Na, ich werd' mich schon wieder zusammenklauben,“ sagte sie ergeben.

„Schone Dich nur,“ sagte Peter herzlich, ihre Hand ergreifend. „Du mußt Dich ganz von neuem aufbauen, Du wirst kräftiger werden als je und das braucht Du auch als Mutter so vieler Kinder.“

„Na, jetzt ist Schluss,“ fiel Hans rasch ein, „das tu ich nimmer.“ Und er sah dabei so verliebt und zärtlich nach seiner Hanni hinüber, daß Peter in ein helles Lachen ausbrach. Er sah nach der Kanne — Grete, die schlame Tiran, hatte keinen Blick erraten.

„Sie is schon fort,“ jagte sie lächelnd, „gleich in der Früh in die Kirchen, der Großvater auch — sie gehen mit der Prozession; vor einer halben Stund' san's vorüber'gangen — das war ich ö-n, so viel Leut' — die Fahnen, der geistliche Herr.“

„Die Maridai ist fort?“ fragte Peter bestreit.

„Hast das nicht g'wußt?“

„Nein.“

„Das Tschappertl, sie kann's halt nicht glauben, daß D' ernst machst. „Ich seh' ihn noch,“ hat's g'sagt.“

„Ich kann nicht warten,“ erwiderte er fast heftig. „Ich geh' jetzt nach Seefkirchen zum Notar und will abends in Wien sein.“

„Das wird ihr aber leid tun,“ bemerkte Hans, der Harmlose. „Warum ist sie fortgegangen.“

„Sie hat sich wohl schon während der Krankheit verlobt, daß s' wallfahrtet geht, wenn die Faun' g'sund wird. Ich mein, Peter, um a paar Stunden kannst's leicht verschoben, wenn Du den Nachzug nimmt, bist in aller Früh schon in Wien.“

Er antwortete nicht, er hatte sich an den Tisch gesetzt, um mit ihnen zu frühstücken. Hanni redete weiter:

„Sie hat nie nix davon g'sagt, daß s' wallfahrtet geht. Gestern abend is's ihr erst einfallen — na, vom Wallfahrtent darf man niemand mit abreden, und noch in der Nacht hat's ihr Kleid'l ausbügelt und in der Früh hat sie sich aus weißen Blümchen a Kranzler g'macht, so lieb hat's ausschaut, just wie a Braut — ich hab ihr auch noch a Myrtenzweigerl dazu g'steckt. — Vielleicht gehts ihr aus — sie hat manches am Herzen — wer wußt denn,“ sie sandte einen lächelnden Blick nach Peter hinüber.

Er scherzte mit den Kindern, die ihn umstanden und sahen es nicht zu bemerken.

Die Kinder wurden aufgeweckter, sie hatten stets ihre Heiz mit dem Peter, sie hängten sich an seine Arme, umschlangen seine Beine, um ihn festzuhalten: „Du darsst nit fortgehen — Du mußt hierbleiben — wir lassen Dich nit — wir sperren Dich ein,“ riefen die kleinen Tyrannen. Als er aber versprach, jedem von ihnen etwas Süßes aus Wien zu schicken, war ihr Sinn gewendet.

„Wann gehst denn fort?“ fragten sie. „Geh bald.“

Er ging. Hans geleitete ihn. Auf der Straße angekommen, reicht ihm Peter die Hand zum Abschied.

Hans ergriff sie und hielt sie fest. Er wollte sprechen, die Stimme versagte. Dann würgt er hervor: „Was Du für mich getan hast, Peter, für sie — niemals vergess' ich Dir's, so lang' ich leb'.“

„Ahrer gesunden Natur ist's zu danken,“ sagte Peter, „und gewiß nicht zum mindesten der Pflege der Maridai. Ihr müßt recht gut mit ihr sein.“

Hans nickte. „Sie hat viel geleistet, sie ist brav,“ und dann bittend: „Peter, geh nit fort von ihr ohne Abschied.“

„Ich will nicht der Prozession begegnen.“

„Das brauchst nit, die hat ein' gewaltigen Vorsprung, die is lang vor Dir oben. In der Kirchen fein's g'schwind fertig, die Predigt is erst am Nachmittag. Da find'st leicht die Gelegenheit, daß D' mit ihr reden kannst. Schon, wenn'st so abschickst, i weiß, es tät sie kränken.“

„Ich möcht' die Maridai nicht kränken,“ versetzte Peter weich.

„Na also,“ rief Hans hochbefriedigt von dieser Einsicht. Als er trotzdem ein Jögern bemerkte, begann er lebhaft in ihn hineinzureden: über den Berg hinüber komme er gleich in den Wald, das sei doch gescheiter, als auf der staubigen Landstraße um den ganzen See herum nach Seefkirchen zu gehen. Peter sollte gescheit sein. Die Freunde trennten sich mit einem warmen „Grüß Gott“ und „Auf Wiedersehen!“

Peter schritt dennoch am östlichen Seeufer den schmalen, aus dem Gestein gebauenen Pfad entlang, der noch im Schatten der hoch auftreibenden Felsen lag. Der Weg wurde allmählich steiler, die Luft würziger. Es war ein klarer Morgen, und die schon hochstehende Sonne schickte all ihren Glanz in diese tafrische Herrlichkeit. Der gemischte Wald zeigte noch keine herbstliche Färbung, alles strahlte in Fast und Leppigkeit. Und das war ein Klingen und Zingen, ein Summen und Rauschen um ihn herum, eine Fülle des Lebens, die er mit Wonne verspürte und auf sich wirken ließ.

Er nied den Weg, den die Waller gegangen. Durch dick und dünn stieg er aufwärts, mitten durch das Gehölz, wie er es als Hirtenjunge getan, als er hier seine Ziegen geweidet.

Er kam an die Stelle, wo ehemals dichter Wald sich ausgebretet und fand ihn abgeholt. Die Stämme lagen am Boden, wie sie unter der Art der Holzhaner gefallen waren. Sie mußten bis zum Winter verbleiben, wo sie mittels Schlitten zu Tal gebracht werden könnten. Zwischen wuchs und blühte es um sie herum üppig weiter. Viele der Baumstümpfe hatten aus der Verstümmelung heraus junge Zweige getrieben und manche der umher liegenden Reste hatten Würzelchen in die Erde gesetzt und zeigten frisches Grün.

„Die unzerstörbar sich in sich selbst verjüngende Natur,“ dachte er, „wie sie sich gegen Vernichtung zu wehren versteht, die Unverstand und Habguth über sie verbängt haben!“

Sein Blick hastete auf einer jungen Espe, die inmitten der Verstörung stehen geblieben war, schlank und gerade wuchs sie empor, zierlich und fein. Silbernu zitterten ihre Blätter in dem sie überströmenden Sonnenlicht und selbst ihre Schattenportionen schienen noch sonnendurchleuchtet War's Mitleid mit ihrer Jugend und Frische, das sie vor dem Tode bewahrt? Er dachte an die Maridai. Als er sich wendete, erblickte er tief unter sich den blauen See. Und da in der Bucht das kleine Gafferhäusel, das so still und friedlich am Ufer lag, gegen das die Wellchen, vom Wind bewegt, empor schlugen, ohne es zu erreichen. Er breitete plötzlich die Arme aus:

„Mein schönes Land!“ rief er aus. Er setzte sich auf einen Baumstumpf, der hart am Abhang lag, stützte den Kopf auf die Hand und sah unverwandt hinab, unverwandt. Heimatsgefühle überkamen ihn, von einer unbestimmten Sehnsucht begleitet, von der er sich keine Rechenschaft geben wollte. Das Läuten der Kirchenglocken im Dorfe ließ ihn aus seinem Tunnen emporfahren.

Sie läuteten lange und endlos schier: ein Brüll nach oben. Im Dorfe berechnete man, daß die Waller um diese Zeit ihr Ziel erreicht haben müssten. Peter würde ihnen nicht mehr begegnen. Er erhob sich und ging tiefer in den Wald hinein. Er kam an den hochragenden Masten der elektrischen Leitung vorüber, mit deren Ausstellung man vor kurzem begonnen hatte. In wenigen Wochen sollte sie vollendet sein, und die immensen Wasserkräfte, die hier zur Verfügung standen, würden selbst diese entlegenen Höchländer mit einer Quelle von Kraft und Licht versieben, Nutzen und Wohlstand verbreitend nach allen Richtungen.

„Das ist Erlösung für uns alle,“ dachte er, „ein Kulturfortschritt, wie ihn die Menschheit niemals gekannt, nicht einmal geahnt hatte. Was sind all die Wunder, die man gepriesen, gegen dieses eine, das bestimmt ist, die Welt zu verändern? Meine guten Bonifazier, die nie das Gasslicht gekannt haben, werden nun gleich den Sprung von der Oslampen zur Bogenlampe ausführen, und unser altes Gafferhäusel wird in elektrischem Lichte erstrahlen.“

Er lachte, er fühlte sich aufgerichtet, die Bekleidung war geschwunden. Er stieg wieder aufwärts.

Ta drang eintöniges Beten verschiedener Stimmen an sein Ohr und die glänzenden Späne der Fahnenstangen tauchten in einiger Entfernung von ihm aus dem Gebüsch empor. Die Prozession, die er bei der Kapelle angelangt glaubte, befand sich noch auf dem Wege dahin. Sie mußte eine lange Rast gemacht haben.

In diesem Engpaße wollte er ihr nicht begegnen.

Er schlug einen steilen Seitenpfad ein, der ihn rasch dem Passübergang, aber auch dem Waldbirchlein näher brachte. Als er aus dem Walde hervortrat, befand er sich vor einem seltsamen Bau. Etwas abseits vom Wege war eine niedere Kapelle errichtet, deren Vorderseite offen stand und dem Sonnenlicht freien Eingang gestattete. Sie war bis zur Decke angefüllt mit

Steinen und vor und neben derselben erhoben sich aufeinandergetürmte Steinpyramiden, deren Spitzen nach der anderen Seite abgerutscht waren, bis sie im Erdreich einen neuen Halt gefunden. Hier waren die Steine gehäuft, welche seit vielen Jahren wallfahrende Pilger von der Talsohle heraufgeklettert hatten, arme, niedergeschlagene Menschen, die durch die Zeichen ihrer Demut und Mühseligkeit den Heiligen rührten und ihn als Fürbitter in ihrer Not gewinnen wollten. Sie wußten, ein Wunder müßte geschehen, damit sie aus Not und Elend befreit würden und sie erhösten das Wunder. Aber ihr Überglanze forderte immer neue Opfer. Als sein unerschweisender Blick auf die ragenden Masten der elektrischen Leitung traf, lachte er auf. Mittelalter und zwanzigstes Jahrhundert. Die Wunder des menschlichen Geistes und die Wunder des heiligen Bonifaz dicht beieinander! ... Als ob das nur hier der Fall wäre! Er gedachte der unzähligen, in allen Ländern verbreiteten Gnadenorte und Wunderquellen, wie der von Lourdes, wohin Tausende und Abertausende jährlich pilgern, für welche auf katholischen Konzessen, in allen Kirchen öffentliche Propaganda gemacht wird. Der Kampf zweier Weltanschauungen, den man schon ausgeschöpft glaubte, ist auss neuer entbrannt, denn aus der Klasse der Arbeiter, die den von altersher herrschenden Mächten bisher so sicheren Heerbaum geteiselt, ist diesen plötzlich der kraftvollste und bewußteste Gegner entstanden. Sie hatten sich blind gestellt, ihn nicht sehen wollen, dadurch war vieles versäumt worden, nun hieß es retten, was noch zu retten war.

Die letzte und steilste Wendung war rasch erklimmen, und Peter hatte nun eine weite, durchionne Wiese vor sich, die von einem Kreuz dunkler Tannen und Fichten umgeben war. Zur Rechten, im Schatten der hochaufragenden Wände und wie aus ihnen herausgewachsen, lag, mit einer weißgetünchten Fassade, das einsame Waldkirchlein. Aber die trümmerische Stille, die es sonst umgab, war heute bereits vor Ankunft der Pilger durch laute Geschäftigkeit gestört und belebt.

Händler von Kreuzen und Heiligenbildchen, von geweihten Amuletten, die gegen Krankheiten sicherten, von Rosenkränzen, in allen Dimensionen und Gewichten waren der Prozession vorausgezogen, und unter einem aufgeschlagenen Zelt hatte der Wirt „Zum roten Käppel“ ein mächtiges Faß Bier untergebracht.

„Das sieht ja sehr lustig aus,“ dachte Peter, „wenigstens wird die Bergpredigt nicht trocken ausfallen.“

Er trat an das Zelt heran und stand der Mandl gegenüber, die bei seinem Anblick die Hände zusammenklappten: „Jesus, Maria, Josef, der Peter! Ja, trau'st Dich denn herauf, mitten unter die frommen Leut', weißt denn nit, daß s' so giftig auf Dich san, daß s' Dich am liebsten vergiften möchten? Was willst denn da?“

„Ein Glas Bier, mit oder ohne Gift,“ scherzte er.

Sie durfe nicht ausschenken, versicherte sie, bevor nicht in der Kapelle der Segen gesprochen sei. Als er aber auf einige Bauern wies, die sich seitwärts im Schatten eines Hollunderbaumes gütlich taten, freudete sie ihm den schämmenden Trank und legte noch ein Stück Brot mit Wurst dazu. Sie erwartete außer der Bezahlung noch einige Freudenlichkeiten; aber schon hörte man den Gesang der Heraufsteigenden.

„Geh,“ rief sie, „hier darfst ihnen nicht in den Nachen laufen.“

Er wendete sich dem Gesträuch zu, das den Abhang säumte; hier konnte er zwischen den Blättern hindurch die Prozession von der Steinpyramide an übersehen, ohne selbst gesehen zu werden.

Langsam, Schritt für Schritt nahmen sie die letzte Steigung. Die Kräftigen vermochten

ihre Ungeduld kaum mehr zu zähmen, aber sie hatten mit den Ermatteten Schritt zu halten. In schönster Ordnung mußten die Waller am Ziele anlangen.

„Du lieber Gott! Der Vorbeteter und Dirigent des Zuges hatte während des ganzen Weges schon seine liebe Not gehabt, zumeist mit den Weibern, von denen jeden Augenblick eine ausbrach und häufig ungebührlich lange hinter dem Zug zurückblieb; jetzt hatte er wieder die durstigen Mannsbilder im Zaume zu halten.

Aber wütend wie ein Schäferhund versetzte er jede Ausschreitung und trieb sie unter Schreien und Pläßen wieder in ihre Reihen.

„Die Sib und der Turst!“ jammerten die Männer.

Der Vorbeteter ließ sie hart an: „Das könnt jeder sagen, da gibts keine Würsteln, wir sari auf der Prozession!“ Seine Stimme wurde lautere und freischreiter, als er eines jener Lieder anstimmte, die seit Jahrhunderten keine Korrestur erfahren hatten. Und sie sangen mit, sangen aus vertrödelten Reihen.

Die Spitze des Zuges hatte die Steinpyramide erreicht. Dem vorangetragenen Kreuz und den Kirchenfahnen folgte der Herr Kaplan.

Er hatte ein weißes Chorhemd über die schwarze Soutane geworfen, das eilige, schirmlose Mütchen schützte nicht vor dem Sonnenbrand.

Auch er lebte danach, in den Schatten zu kommen, aber was hinter ihm herwauzte, war zum Teil so erbärmliches Menschenmaterial, das immer wieder zum Stillstehen zwang.

Er hielt den Kopf gesenkt, den Blick unverwandt auf das kleine Strutzifix gerichtet, das er vor sich hin haltend in den Händen trug. Seine Miene drückte leidende Ergebung aus.

Die Männer gingen paarweise, ihre Hölle in den Händen haltend. Sie sangen laut und flüchteten innerlich. Von Zeit zu Zeit fuhr der eine oder andere mit der flachen Hand über den Kopf und, sich vorbengend, fegte er sturzbachartig den angestrahlten Schweiß von der Stirn.

Die Weiber, die nach ihnen kamen, bildeten eine Ritzacklinie; aber trotz der verschiedensten Anwendungen, denen sie unterworfen waren, hielten sie den Rosenkranz fest in den schwieligen Händen und ließen seine Perlen unter gleichmäßigen Murmeln durch die Finger gleiten. Mit heldenhaftem Gleichmut trugen sie ihre schweren faltigen Röcke, die watierten Leibchen, die großen schwarzen Wolltücher, die sie fest um den Kopf geschlungen und tief in die Stirn hereingebunden hatten, ohne daß auch nur einer der Gedanke kam, es zurückzuziehen.

Einige von ihnen hatten noch einen schwarzen, schweren Hut mit steifem Rand darauf gesetzt. Den Schlüssel bildeten die Mädchen, von denen einige wie angehende Mütter aussahen.

Sie erschienen in der einfachen, sommerlichen Tracht, Rock und Wieder in lichter Farbe aus einem Stoß. Auf den stark gebräunten Haaren balancierten weiße Kränze aus gemachten Blumen. Die steife Wichtigkeit, mit der sie ausgegangen waren, hatte die Hölle aufgelöst, wie ihre Lätzchen. Auch die Disziplin war unter ihnen bedenklich gelockert. Sie wisperten und sicherten untereinander und wurden oft so laut, daß sie selbst darüber erschrocken. Ihre gute Laune war durch den Vorbeteter, der zugleich der Totengräber war, ebenso geweckt wie in Schranken gehalten. Vor dieser Autorität mußten sie sich bogen wie alle anderen, denn der Totengräber Franzel, der bei Begräbnissen ganz zähni und bei den Totenessen der altesten Idole war, als Messner oder wenn er den schwarzen Rock des Vorbeteters anzog, war er der reine Teufel. Aber schließlich war es doch nur eine Wallfahrt, und außerhalb der Kirche brauchte es nit so streng herzugehen, und wenn man sich schon ausgepumpt hatte, so wußte man schon für wen — für ihn nicht.

Die meisten hielten ihren Schatz, wenn er nicht mit der Prozession ging, zum Kircherl

hinausbestellt. Die noch keinen hatten, hofften bei dieser Gelegenheit einen zu finden, und die ganz Aussichtslosen rechneten auf das Wackenwunder.

Ihre Blicke waren erwartungsvoll nach der Höhe gerichtet. Sie sangen laut, manche unter ihnen hatten schöne und klare Stimmen.

Peter blieb ruhig in seinem Versteck.

Sein unverfärbender Blick entdeckte den Mathias, den Gottlieb, den Steuereinnehmer, lauter gute Freunde von ihm. Er erschrak, als er des Anton Waldinger ansichtig wurde. Seine Gestalt war zusammengezunken, der Rücken gekrümmt, lärmlich verdreht, das Gesicht totenblau, die Miene verzerrt. Er seufzte, wankte, drohte zu stürzen.

Bei einer Bewegung seines Nebenmannes bemerkte Peter, daß er mit beiden Händen einen Gegenstand umklammert hielt, den er, um dessen Gewicht zu vermindern, knapphaft gegen den Leib drückte. Der Wahnsinnige schleppte einen Stein den Berg herauf! Peter riß es empor: „Der schwerste Mann — er wird ein Opfer des Wäldsims — seines Überglaubens!“ Einer impulsiven Regung gehorchend, als gelle es Hilfe zu bringen, war er hinter dem Busch hervorgetreten; aber schon richtete sich Waldinger, seine Arme zusammenfassend, in die Höhe. Die Steinpyramide lag vor ihm, einige Schritte noch und er hatte sie erreicht, er konnte das Opfer darbringen. Als er seinen Stein zu den anderen warf, taumelte er. Er hatte das Gleichgewicht verloren. Die Nebengehenden fingen ihn auf und schleppten ihn anwärts.

Der vordere Teil des Zuges hatte einen Augenblick Halt gemacht, um die Weiber nach kommen zu lassen. Peter blieb von seinem erhöhten Standpunkte ihnen erwartungsvoll entgegen. Schon trafen seine Augen mit einem anderen Augenpaar zusammen, dessen sanftes Blau vom Licht erheitert schien, in Seligkeit erglänzte.

Marida!

Er sah nur sie in ihrer hellen Tunika, dem lichten rosa Kleid, dem frischen Kreuz aus weißen Sternen im blonden Haar, das in der gleiche und schimmerte wie pures Gold.

Sie grüßte ihn still mit den Augen, die im Herantkommen unverwandt auf ihn gerichtet blieben. Als sie nahe war, neigte sie den Kopf ein wenig zur Seite und wandte weiter.

Er war betroffen, bewegt. So hatte er sie nie gesehen, so innerlich belebt, sieghaft im Ausdruck. Jeder Kummer war von ihr gewichen, ihr Gang war leicht, schwebend fast, so geben nur glückliche Menschen.

„Sie glaubt nicht an Trennung, sie kann nicht daran glauben,“ murmelte er. Glaubte er noch daran, seit er in diese strahlenden, glückverheissenden Augen gesehen?

Lautes Murmen, drohende Zurrufe rissen ihn aus seiner Verunkenheit. Er hatte sich zu weit vorgewagt, er war von den Weibern entdeckt worden. Wie ein Raufseuer ging es weiter. Die ganze fröhliche Schar geriet in Aufruhr. Männer und Weiber wiesen mit Fingern auf ihn, Stöcke und Fäuste wurden geschwungen und der empörte Ruf: „Hut abnehmen!“ war von wütigem Geschimpfe begleitet. Wahrlich, er wußte es gar nicht, er hatte den Hut auf dem Kopfe. Aber er wollte den also Drohenden keine Konzessionen machen. Er wendete sich um und war im nächsten Augenblick im Gebüsch verschwunden.

Ein wildes Gekreische tönte hinter ihm drein. Einen Augenblick war die Situation kritisch. Da stimmte der Vorbeteter die Litanei an. Er schrie sie herunter, suchte mit seiner gellenden Stimme die übrigen zu decken, die Weiber sekundierten, und auch die Männer erschütterten, was der feierliche Augenblick erheischt, und so wandelte in leidlicher Ordnung die Prozession über die Wiese und betrat über die festigen Stufen den Gnadenort.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Heimarbeiterin.

Von Frida Wulff.

Das Bild der Heimarbeit zeigt sich uns am offensichtlichsten an den Arbeits- und Lebensverhältnissen einer großstädtischen Blusenarbeiterin, wie sie sich zahlreich in Berlin oder Hamburg finden. Man muss zwei Kategorien von Blusenheimarbeiterinnen unterscheiden, solche, die direkt für eine Fabrik arbeiten und solche, die für den Zwischenmeister schaffen. Ein großer Unterschied ist da allerdings nicht, nur, dass hier der Zwischenmeister der Ausbeiter ist und dort der Fabrikant selbst. Beide bezahlen Schundlöne, beide verlangen — der Zwischenmeister noch wieder vom Fabrikanten gedrängt — dass möglichst viel fertige Arbeit geliefert wird. Seltener trifft man einen Arbeitgeber, der nicht geradezu unmenschliches in dieser Beziehung verlangt. Die Arbeitgeber wollen nicht mit allzu vielen Arbeiterinnen zu tun haben, erstens wollen sie möglichst an Lassenbeiträgen sparen, zweitens wird auch bei der Ablieferung von fertigen Sachen Zeit und Raum gespart, wenn nur eine beschränkte Zahl von Arbeiterinnen in Frage kommt. — Manche Fabriken geben nur ganze Ballen Stoffe in ungeschnittenem Zustand fort; das sind diejenigen, die ausschließlich mit Zwischenmeistern zu tun haben, andere dagegen lassen alles im Hause zuschneiden und geben es an die verschiedenen Arbeiterinnen. Diese Arbeiterinnen unterscheiden sich voneinander in der Arbeit, die sie ausführen; so nähen einige nur Säumchen, steppen Besätze auf und machen die sonstigen Vorarbeiten an den Blusen, während andere nur beim Zusammensehen beschäftigt sind. Bei einzelnen Arten von Blusen, hauptsächlich bei billigen Sachen, ohne viel Ausnutz und ohne Futter, fertigt auch in einigen Geschäften eine Arbeiterin die ganze Bluse an; allerdings findet das Zuschneiden — wenigstens das Zerteilen in ungefähr passende Stücke — im Geschäft selbst statt. Die Arbeiterin schneidet nur noch, genau nach dem Muster, hier und da Stückschen und Streifen ab. Diejenigen Heimarbeiterinnen, die Stoffe in ungeschnittenem Zustand ins Haus bekommen, wollen wir hier nur kurz streifen, sie gehören nicht zu den Blusenheimarbeiterinnen, die am schlimmsten ausbeutet werden, sondern sie sind leider gezwungen, wieder andere auszunutzen. Auch sie werden vom Fabrikanten geschröpfst, aber es bietet sich doch für sie weit besser die Möglichkeit, höheren Verdienst bei kürzerer Arbeitszeit zu erzielen, wenn auch zum Teil auf Kosten anderer. Diese Arbeiterinnen erhalten vom Geschäft große Posten Arbeit, die sie in der vorgeesehenen Zeit nur mit Hilfe anderer fertigstellen können. Dieses Zwischenmeistersystem ist aus bestimmten Gründen sehr verrufen, wenn auch nicht alle Zwischenmeister über einen Mann zu sichern sind. Unter den Zwischenmeistern und -Meisterinnen gibt es solche, die nicht zu den eigentlichen Blusenlauern gehören, sondern die selbst unter der Arbeitslast zu leiden haben. Das trifft vor allem auf die

Zwischenmeister in der Blusenkonfektion zu. Schauen sie aber ihre Arbeitskraft im Verhältnis zur Arbeiterin ziemlich hoch ein, so sind sie gezwungen, die Arbeiterinnen, die sie beschäftigen, mit niedrigen Löhnen abzuspeisen. Eine kleine Extrazahlung bedeutet für die Zwischenmeister der Verkauf des Stoffes, den sie eventuell „schmu“ machen können. Dieser Extraverdienst wird jedoch auch immer geringer da die Fabrikanten oder deren Angestellte möglichst knapp messen und nur durch eingehende Berechnung und knappes Schneiden etwas am Stoff erübrigt werden kann. Häufig kommt es sogar vor, dass der Stoff nicht langt und die Arbeiterin von dem vorher zurückbehaltenen — falls er passt — wieder zugeben muss. Tut sie das nicht, oder hat sie keinen Stoff da, so versucht sie sich Scherereien und Zeitversäumnis. Um jedes Stückschen, das nachverlangt werden muss, weil das Erhaltene nicht langt, oder vergessen wurde zu geben, entpünkt sich ein Feilschen und Verhandeln, als ob es sich um Nieselwerte handelte. Und doch können schon ein Stückschen Besatz oder ein paar Knöpfe die Ursache des Streites sein.

Solche kleinstlichen Zänkereien mit den Ar-

beiterin geliefert wird, dafür sorgt der Arbeitgeber am meisten. Wer nicht eine bestimmte Summe fertiger Blusen bei jedem Liefertermin abliefert, bekommt einfach keine Arbeit mehr; nur vereinzelte Geschäfte gibt es, die nicht gar so stark drängen. Alle sind aber darauf bedacht, jeder einzelnen Arbeiterin möglichst viel Arbeit auszubürden; die am meisten liefern, sind die angesehensten. Ob dabei die Gesundheit der Arbeiterin untergraben wird, ob der Haushalt, Mann und Kinder darunter leiden, oder ob die Arbeiterinnen noch fremde Hilfe in Anspruch nehmen und sich damit Scherereien nach der anderen Seite hin aufzubürden, das ist dem Unternehmertum ganz gleichgültig; ihm kommt es nur darauf an, in kurzer Zeit möglichst viel Mehrwert aus der einzelnen Arbeiterin herauszuholen. Bei Gütersachen müssen in der Regel sechs bis acht Stück an einem Tage zusammengefasst werden; ja es kommt vor, dass Arbeiterinnen, die nicht mindestens acht Stück fertigstellen, bei jeder Lieferung Vorwürfe und schließlich keine Arbeit mehr bekommen.

Nun gibt es ja Arbeiterinnen, die alles tun, um den Arbeitgeber zufrieden zu stellen.

Eine Arbeiterin, mit der ich bei einem ziemlich anständigen Unternehmer zusammen beschäftigt war, hat sich tatsächlich zugrunde gerichtet. Keine andere hat jemals soviel abliefern können wie sie; stets nahm sie mehr Arbeit als die übrigen Arbeiterinnen. Dabei war sie dann schließlich so heruntergekommen, dass sie nach verschiedenen Ohnmachtsanfällen und ein- nachfolgenden schweren Krankheit nicht mehr arbeitsfähig geworden ist. Ausnahmsweise war es hier nicht der Fabrikant, der die Frau so antrieb, er zahlte auch nicht die schlechtesten Löhne —, sondern die häuslichen Verhältnisse und die Sucht der arbeitswütigen, unaufgeklärten Frau, es allen vorzutun. Sie hat sich selbst am meisten geschadet! — Der Lohn, den die Blusenarbeiterin unter so vielen Mühen erzielt, darf nun auch noch nicht als hoher Verdienst angesehen werden, denn ein ziemlicher Prozentsatz ist für Garn in Abrechnung zu bringen. Säumennäherinnen müssen manche Sache sogar mit Seide nähen. Eine bis zwei Mark gehen dafür in der Woche drauf.

Herner wird die Maschine täglich abgemischt. In jeder Woche holt, wenn die Maschine noch nicht bezahlt ist, der Kassierer des Abzahlungsgeschäfts 1-1,50 Mk. aus der Wohnung der Arbeiterin. Und wenn sie die Maschine endlich ihr eigen nennen kann, ist auch schon ein großer Teil abgezogen, wofür die Arbeiterin nicht, wie jeder vorsichtige Geschäftsmann bei jeder Lohnberechnung eine Summe in Rechnung bringen darf. Bare Ausgaben, für die gleichfalls kein Ersatz geleistet wird, haben die Arbeiterinnen noch, deren Arbeitgeber so weit entfernt wohnt, dass sie die Straßenbahn benutzen müssen, wenn sie abliefern wollen. Mit solchen Eventualitäten haben die Arbeiterinnen immer zu rechnen, sind doch die Geschäfte meist im Innern der Stadt gelegen; die Arbeiterinnen aber hausen gewöhnlich an der Peripherie. Zwischenmeister wohnen mehr in derselben Gegend, wo



Arbeitsstube eines Zwischenmeisters für Blusen.

beitgebern oder deren Direktoren gehören zu den täglichen Zwischenspielen bei den Arbeiten sämtlicher Blusenarbeiterinnen.

Die Löhne der Blusenarbeiterinnen sind außerordentlich verschieden. Zusammengezerrten erhalten für Futterblusen 35—50 Pf., je nachdem die Arbeitgeber „gut“ oder schlecht bezahlen. Für bessere Sachen wird nicht mehr gezahlt als für ganz schlechte; ausgenommen sind nur Sammet- oder Seidenblusen. Für Sammetblusen zahlt der Unternehmer bis zu 60, für Seidenblusen bis zu 70 Pf. Stücklohn. Bei Blusen ohne Futter werden höchstens 18 bis 25 Pf. gezahlt, je nachdem, ob das Muster mehr oder weniger Arbeit erfordert. Säumennäherinnen bekommen Stücklöhne, die, durchschnittlich gerechnet, denen der Zusammensetzerinnen gleichkommen. Stets sind die Löhne so entsetzlich gering, dass die Arbeiterin keinen Augenblick ungern lassen darf, die Arbeitszeit, weit über das normale Maß ausdehnen und außerordentlich eingearbeitet sein muss, will sie einen Durchschnittswochenlohn von 15 Mk. erzielen.

Dass die Wochenlöhne in der Saison diese Höhe erreichen, oder vielmehr dass ein dementsprechendes Quantum Blusen von jeder Ar-



Die Wohnung der Heimarbeiterin.  
(Eine Küche, die zugleich Wohn-, Schlaf- und Arbeitsraum ist.)



Das einzige Zimmer einer Heimarbeiterin, das auch die zahlreiche Familie als Wohn- und Schlafräum benutzen muß.

die Arbeiterinnen ihr Heim haben und aus diesem Grunde ziehen auch viele Frauen, trotz der geringeren Entlohnung, das Arbeiten beim Zwischenmeister vor. Wer nämlich direkt für den Fabrikanten arbeitet, muss meist zweimal in der Woche liefern; es kommt daher hier ein gewisses Fahrgeld in Betracht. Bei eiligen Sachen muss auch inzwischen noch mal geliefert werden. Säumheimärbeiterinnen müssen fast täglich liefern. Oft wird deshalb am Bahntag der letzte Groschen für die Fahrt zum Geschäft geopfert. Eine Zeit, die ohne jede Entschädigung hingeggeben werden muss, ist die Zeit, die beim Abliefern draufgeht. Wer jemals lange Stunden des Wartens durchgemacht hat, der kann, auch ohne selbst Heimarbeiterin zu sein, volles Verständnis für diese Qualen haben, die noch oft durch schikanöse, brutale Behandlung gesteigert werden. Bis auf den letzten Augenblick wurde gearbeitet, um alle angefangenen Sachen fertigzustellen. Nachdem die Arbeiterin am Abend vorher bis tief in die Nacht hastig arbeitend an der Maschine gesessen hatte, waren kaum einige Stunden der Ruhe gefolgt, um dann noch am frühen Morgen die nötigen Handarbeiten zu verrichten. Dazu sind insofern noch einige Stunden nötig. So geht es denn in Hast und Eile, fast ohne einen Happen zu essen und ohne in der Wirtschaft auch nur einen Handschlag getan zu haben, schwerbeladen mit der fertigen Arbeit ins Geschäft. Wenn kleine Kinder zu Hause sind, so werden sie ungewaschen und ungekämmt entweder in der Wohnung eingeschlossen, dort vertreiben sie sich die Zeit mit allerlei Unsinn unter Lärmen und Schreien, das

oft die Nachbarn Ruhe gebieten müssen, oder sie gehen auf die Straße und sind dort allen Fährnissen ausgesetzt. Die arme, abgehebte Mutter steht indessen mit ihrem großen Paket erst vorn auf der Straßenbahn, Sturm, Regen und im Winter grimmiger Kälte ausgesetzt. Manche Arbeiterin hat ein schweres Unterleibsleiden nicht allein dem ungewöhnlichen Treten der Nähmaschine zu verdanken, sondern es tragen auch das Schleppen von Paketen und das Stehen auf der Straßenbahn ihr Teil der Schuld.

Ist die Frau schließlich im Geschäft angelangt, dann muss sie gewahr werden, dass andere schon vor ihr dort eingetroffen sind; indem sie eine Stunde, ja zwei, drei auch vier Stunden wartend dort hockt, kann sie sehen, wie die Direktrice die Arbeiterinnen in Augenschein nimmt, bemästelt und manche schimpfend zurückgibt. Sie studiert die jeweilige Laune des Fräuleins und denkt nicht selten mit Angst und Schrecken an die eigene Arbeit. Hier ist dann ein Kragen nicht richtig aufgesteckt, die Bluse wirkt auf der Schulter eine Falte; dort ist der Kermel nicht gut eingesetzt, er muss ausgetrennt und weiter herumgeschoben werden. Eine Naht ist nicht schmal genug genäht, eine andere zeigt zu grosse Stiche.

Dabei wird dann auch die Berechnung über den Haufen geworfen, denn nur abgelieferte Blusen werden bezahlt. Ist gar ein Fleck oder ein sonstiger Fehler, der schwer oder gar nicht zu befeitigen ist, an einer Bluse, so muss die Arbeiterin den Schaden ersehen. Und wie leicht ist es möglich, dass in den engen Wohnungen

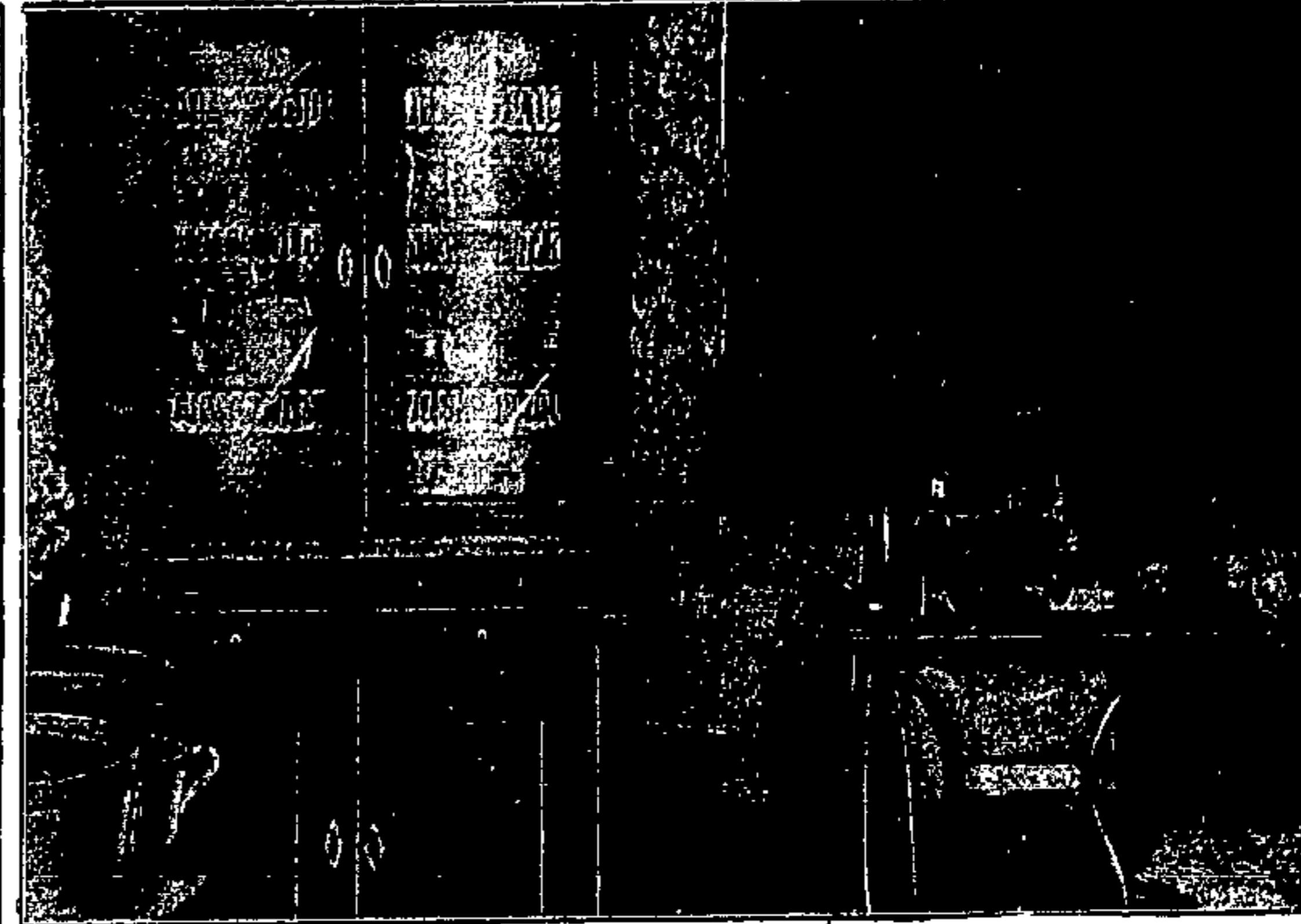
der Heimarbeiterinnen etwas an den Zähnen passiert! Man doch schon ein Fleck, der vom Teilen der Maschine herrührt, eine helle Bluse total verderben. Wo nun bei einer Schar von Kindern in dem oft einzigen Zimmer oder gar in der Küche gearbeitet wird, da ist bei der größten Vorsicht ein derartiges Unglück hin und wieder nicht zu vermeiden.

Rechnet man nun alle die Ausgaben, die nicht vergütigt werden und die Abzüge die täglich sich wiederholenden und die zufälligen zusammen, so kommt die Durchschnittseinnahme einer Blusenarbeiterin schon um ein Erhebliches niedriger zu stehen. Und doch ist die von uns angewandte Durchschnittseinnahme von 15 Pf. wöchentlich nicht auf alle Wochen im Jahr berechnet, sondern nur auf die gute Zeit, die zweimal im Jahr mehrere Wochen hindurch anhält. Nach diesen „selten“ Wochen kommen magere, wo weniger Arbeit vorhanden ist und nur die Arbeiterinnen noch das gleiche Quantum Arbeit erhalten, die stets geflüchtige Arbeitsmieten waren; den anderen sagt man, sie hätten zur Zeit des flotten Geschäftsganges nicht den an sie gestellten Anforderungen genüge geleistet, nun müssten sie auch mit weniger zufrieden sein. Schließlich kommt für alle Geschäfte eine Zeit der gänzlichen Flanheit, dann müssen für mindestens vier Wochen alle halbe Jahr fast sämtliche Heimarbeiterinnen ausscheiden.

Einige werden nun mit den Mustersachen beschäftigt; das ist eine undankbare Arbeit, die nur den geschicktesten Arbeiterinnen übertragen wird. Die Geschicklichkeit wird jedoch nur um wenig besser bezahlt als andere Arbeit. Da



Arbeitszimmer.



Eine Laube als Arbeitsraum.

das „Mustern“ viel Kopfzerbrechen und somit langsameres Arbeiten verursacht, so geht der höhere Stücklohn in der geringeren Anzahl Blusen, die in einer Woche hergestellt werden können, wieder verloren. Musterblusen werden immer nur in einzelnen Exemplaren hergestellt und ermöglichen so kein Einarbeiten, wie es bei Duhendware der Fall ist. Die Arbeiterinnen kommen beim „Mustern“ nicht einmal auf den normalen Wochenlohn.

Die Wohnungen können den Einnahmen entsprechend, wie schon oben angebunden wurde, bei den Heimarbeiterinnen nur klein sein. Die meisten bestehen aus Stube und Küche; wo zwei Stuben vorhanden sind, ist entweder die Familie größer, oder eine Stube ist vermietet. In sehr vielen Fällen, vor allem im Winter, arbeitet die Frau in der Küche, in der sich dann am Tage auch das ganze Familienleben abspielt. Wenn in dem einen Raum alle Familienglieder zusammengedrängt sind, kann die Mutter neben der häuslichen, ununterbrochenen Arbeit alles besser übersehen. Sie kann die Kinder besser bewachen, kann das Kochen der Mahlzeiten überschauen und kann, wenn die Kinder den Haushalt besorgen, diesen mit Knüpfen zur Seite stehen. Die Wohnungen lassen an Sauberkeit oft viel zu wünschen übrig. Die Heimarbeiterin hat nur Zeit, gründliche Reinigungen vorzunehmen, wenn die Arbeit nicht so sehr drängt, und das kommt, wie wir zeigten, nur zu bestimmten Zeiten vor. Oder die Sonntage müssen zu Scheuertagen gemacht werden, anstatt zur Erholung zu dienen. Die Kinder der Heimarbeiterinnen werden früh selbstständig, sie werden zeitig daran gewöhnt, häusliche Arbeiten zu verrichten. Unter Umständen müssen sie auch noch der Mutter beim Nähen helfen oder die kleinen Geschwister versorgen.

Die Lust in dem Mann, der als Koch-, Arbeits-, Wohn-, Wasch- und manchmal auch noch als Schlafraum benutzt wird, ist alles andere als gut. Das Aussehen und das körperliche Verfinden einer Heimarbeiterfamilie ist denn auch zum Erbarmen schlecht.

Es ist nicht gemäß, daß durch die Arbeit die Heimarbeiterin selbst um ihr Lebensglück, um Lust und Sonnenschein und somit um ihre Gesundheit gebracht wird, auch den armen Kindern wird die Jugend frühzeitig genommen. Siech und verkrüppelt sind sie oft und lernen spät laufen ob der geringen Pflege.

Die Heimarbeiterinnen sind meist Arbeiter- oder Unterbeamtenfrauen, die gezwungen sind, etwas mitzuverdienen, weil der Lohn des Mannes zum Lebensunterhalte nicht ausreicht. Wenn nur jeden Tag die Familie satt wird, darf nicht darauf gesehen werden, ob die sonstigen Lebensbedingungen auch genügend berücksichtigt werden können. Eins gibts nur für diese Proletarier: entweder schwer arbeitend auf fast alles, was das Leben lebenswert macht, zu verzichten, oder allmählich zu verhungern und zu verkommen.

Die Blusenarbeiterin zählt zu denen, die unter den großstädtischen Heimarbeiterinnen unter den denkbar schlechtesten Verhältnissen schanzt. Sie hat auch keine Zeit, sich viel um ihr Elend zu kümmern. Über das ist typisch bei allen Heimarbeiterinnen. Wer ganze Tage und halbe Nächte dem Kapitalismus front, der hat das Nachdenken verlernt. Wäre dem nicht so, dann müßte es mit dem Teufel zu gehen, wenn nicht auch unter den Heimarbeiterinnen der Gedanke der Organisation mehr Eingang finden würde. Nur eine starke Organisation, der Zusammenschluß aller Bedrückten kann ihnen bessere Arbeits- und Lebensbedingungen verschaffen. Leider sehen wir aber auch hier, daß diejenigen, denen es am schlechtesten geht, am wenigsten für den Emanzipationskampf der Arbeiterklasse zu haben sind.

## Abraham a Sancta Clara.

Von A. Conrady.

(Schluß)

**N**obel ist Abraham a Sancta Clara nie geworden. Er ist vielmehr in seiner ganzen Anschauungsweise stets, wie ein Biograph es ausdrückt hat, ein ganzer und echter Plebejer geblieben, und das ist sein bester Ruhm. Abraham hat keinen Respekt vor dem blauen Blut derer von und zu; nach seiner Meinung ist des Bettlers Blut ebenso rot wie das des Edelmannes. Der Bauernsohn hat bei jeder Gelegenheit seinen Sympathien für das unterdrückte und ausgebentete Landvolk Ausdruck verliehen. Von einem österreichischen Herzog läßt Abraham im „Judas“ einen Bauer sagen, er lasse die Edelleute hausen nach ihrem Wohngesessen. „Die gehen mit uns um, wie wir Bauern mit den Weidenbäumen beim Stützen; unser meist Gebet ist für die Pferde unserer gnädigen Herren, damit dieselbigen lange dauern, denn sofern solche verenden, würden die Edelleute auf uns Bauern herumreiten.“ Und wenn es heißt, daß man zu Davids Zeiten die Schafhirten und gemeinen Leute auf die Bank der Edelleute gesetzt habe, so ist zwar auch jetzt ein jeder Bauer ein Herr, aber bloß mit einem r, denn es heißt, Bauer, gib her, Bauer, geh her, Bauer, trag her.

Es gibt Pfleger und Verwalter, die den armen Bauer nicht nur halb verbieren, sondern ganz und gar scheren und schinden. So harte Thyrannie kostet vielfach auf dem Untertanen, daß er wie ein Tier gehalten wird, und die Not ist manchmal so groß, daß kein Stückchen Brot im Hause, und wenn sich noch ein Brocken findet, so ist es der schwarzen Erde nicht ungleich. Der Bauer stirbt schier Hungers, während der reiche Pfleger ein Wohlleben führt. Beißfällig erzählt Abraham einmal, wie ein Bauer sich bei einem solchen Verwalter bedankt hat, der seines Edelmannes Bauern tapfer hat schinden und aussaugen helfen. Er fällt schließlich bei seinem Herrn in Ungnade und wird entlassen. Wie er nun seiner Wege geht, auf der Suche nach einem neuen Dienst, kommt er in ein Dorf, das seinem bisherigen Herrn gehört, und an einen Bach, durch den er zu Fuß nicht waten kann. Er geht also einen Bauern an, ihn hindurchzutragen, und dieser packt sich auch die Last auf den Rücken, weil er noch nicht weiß, was sich begeben hat. Mitten im Bach aber fragt er den Verwalter, wohin die Reise denn eigentlich gehen soll. Der Pfleger antwortet, er müsse sich nach einer anderen Stelle umsehen. Der Bauer sagt: „Wie? Seid Ihr nicht mehr bei unserem Edelmann?“ Und als der Pfleger „nein“ antwortet, wirft ihn der Bauer mit den Worten: „So trag' Dich der Teufel“ in den Bach und läuft davon. Eine schwere Last ist für die Bauern auch das Jagdrecht der Edelleute. Manchmal werden ihnen die Felder dermaßen zerstört und verwüstet, daß der arme Bauermann auf seinem Grund nicht Getreid, sondern lauter Reis zu schneiden findet. Auch die furchtbar harte Bestrafung des Wilderns gedrückter Untertanen findet Abraham unverantwortlich und thaurisch. Als frommer Mann vertröstet er die Bauern auf die göttliche Gerechtigkeit. Zur irdischen scheint er nicht übermäßig viel Vertrauen gehabt zu haben. So ermahnt er die großen Herren einmal, doch mit der Zufiz nicht umzugehen wie mit einem Spinngewebe, wo die großen Vögel durchbrechen, die kleinen Mücken aber hängen bleiben. So wird dem Volk auch kein Recht bei den wohlgegründeten Klagen, die es über die Wüstheit und die Räubereien der kaiserlichen Kriegsvölker zu erheben hat. Man könnte der Meinung sein, daß die Soldaten deshalb Kriegsleute genannt werden, damit sie allenthalben etwas sollen friegen. Nach göttlicher Lehre sind

die Armen selig, auf solche Weise befördern die Soldaten viel Leute zur Seligkeit. Wieviel arme Witwen und Waisen gehen von Haus zu Haus betteln, die vorher wohlversorgt waren; aber sie sind durch Überlast der Soldaten von dem Thirigen gekommen. „Wenn dergleichen lobwürdigste Kriegsdisziplin und Soldatenzucht (wie bei den Türken) bei uns wäre, würden nicht soviel arme Leute gegen den Himmel schreien und Gott dem Herrn ihren elenden Stand und unerträglichen Übermut der Soldaten klagen.“

Zu allen anderen Lasten, die auf den Bauern drücken, kommen nun noch die Steuern. Von jenem österreichischen Herzog sagten nach Abraham die Bauern, er bringe eine Steuer um die andere auf, wie erst jüngst die Kopfsteuer: es mag einer schier wünschen, daß er keinen Kopf hätte. Abraham erzählt einmal eine Anekdote, die für seine Auffassung in Finanzangelegenheiten charakteristisch ist. Da ist von einem Pariser Hofherrn die Rede, der sich bei dem von Geldnoten geplagten König lieb Kind machen will und also anräte, die Bauerntrampel zu schaffen wie den Häs; Majestät solle eine Steuer legen auf Butter und Schmalz, auf Pfesser und Salz, auf Linsen und Grüße, auf Bier und Wein, auf Vögel und Tauben, auf Pfirsich und Trauben, auf Erbsen, Bohnen und Rüben: was nur die Bauern zu Markt tragen. So verfährt der König, und es kommt so viel Geld ein, daß er noch mehr und größere „Mauten“ aufrichtet. Den Höfling aber packen schließlich Gewissensbisse wegen seines bösen Platzs, und er bestimmt in seinem Testamente, daß man seine Leiche an keinem anderen Ort begraben soll als in jener Senkgrube, wohin alter Unrat rinnt von dem Markt, auf welchem er die Maut aufgebracht. Diese Anekdote des wackeren Paters gehört ins Stammbuch unserer schwarzen Finanzreformer. Die Zentrumsblätter werden aber wohl vergessen, davon zu sprechen, wenn sie ihre Gedanktäfel über den katholischen Kanzlerredner ausgeben lassen. So werden sie auch wohl nichts davon vernehmen lassen, wie Abraham auf seine originelle Art das Wort Politicus ableitet. Woher es seinen eigentlichen Ursprung habe, stehe im Zweifel, meint Abraham. Einige leiten es „von dem Fisch Polipo“ ab, der den Naturkundigen zufolge alle Farben annimmt und sich dergestalt einem jeden bequemt. Andere wollen, daß es von dem Wort polus herrühre, das auf deutsch Himmel heißt, der uns allen blau bekleidet erscheint, in Wahrheit aber ganz anders beschaffen ist. Also müsse ein Politicus den auswendigen Zeiger weit anders stellen, als die Uhr intwendig gerichtet ist. „Gar weit irren tät jener nit, welcher ein Geheimnis suchen wollte in dem ersten Buchstaben des Wortes Politicus, welcher ein p ist. Dieser Buchstabe schiebt sich in alle Sättel. So man ihn wie gewöhnlich formiert, ist er ein p; da man ihn umwendet, ist er ein q; wenn man diesem q den Strich in die Höhe zieht, also wird er ein d; dasfern man dieses umkehrt, wird er ein b; und solcher gestalt soll vielleicht ein Politicus geartet sein, daß er sich fein in alle Model und Modell bequemen kann.“ Der gute Pater hat offenbar die Zentrumspolitiker des heutigen Deutschen Reichstages vorausgeahnt. Die ultramontane Presse wird den schwäbischen Bauernsohn nun als den ihrigen feiern. Aber es trennt den tapferen Mann, der auch nie Bedenken getragen, seinen Amts- und Klosterbrüdern in der rücksichtslosesten Weise die Wahrheit zu geigen, eine ganze Welt von dem heuchlerischen Geschlecht, das da behauptet, für Wahrheit, Freiheit und Recht zu kämpfen, und das Gegenteil tut. Diese Politiker der Schleichwege und des Volksverrats haben nichts zu schaffen mit dem geradlinigen Sohn des Volkes, der Abraham a Sancta Clara bis an sein Ende geblieben ist.

## C. Der Defraudant.

Erzählung von Hans Ostwald.

(Fortsetzung.)

**G**eseritz klopfte und trat herein: — „Guten Abend, Herr Alähni! In Gedanken? Wollen Sie neue Steuern erfinden, um Finanzminister zu werden?“

Und dann bat er ihn, in den Sitzungssaal zu kommen.

„Naum — was ist denn los?“

„Ja — ich weiß nicht, ob ich Ihnen das erzählen darf. . . Kommen Sie mir mit.“

Alähni ging an die Tür zum Nebenzimmer, öffnete sie und überzeugte sich, daß seine drei Schreiber über ihren Büchern saßen. Das Licht blendete ihn. Er hielt die Hand vor die Augen — schloß die Tür und fragte leise:

„Was ist denn los? Mir können Sie's ja sagen.“

Geseritz kam sich zu wichtig vor, um schwiegen zu können und erzählte alles.

„Aber lieber Mann!“ meinte der Steuerzahler, dessen bleiches, aufgedunsenes Gesicht matt von dem Straßenlicht beleuchtet wurde. „Das geht doch nicht! Dinge, die ich im Amt erlebe, darf ich doch nicht mitteilen!“

Geseritz gab ihm Recht, flehte ihn aber trotzdem an, doch mitzugeben.

Alähni wollte sehen, was eigentlich los sei; Geseritz schien ihm ein zu großer Haselhans. So ging er mit dem Tischlermeister nach dem Sitzungssaal.

Sie tappten sich langsam die halbdunkeln breiten Treppen hinauf und traten ein in das Zimmer, in dem noch alles durcheinander sprach. Sofort verstimmt alle. Alähni merkte wohl, daß es über ihn hergegangen war, blickte mit seinen unrandeten Augen im Kreise und drehte seinen langen, blonden, weichen Schnurrbart unruhig. Als der Bürgermeister ihn fragte, ob er über die Steuerverhältnisse hier Auskunft geben wolle, zögerte er mit der Antwort. Dann meinte er mit verlegenem Lächeln:

„Da — ich weiß gar nicht, — ob ich — ob ich das darf.“

„Im Namen der Versammlungen kann ich Ihnen versprechen, daß wir gänzliches Stillschweigen bewahren werden.“

„Aber — das entbindet mich nicht von meinem Dienstleid . . . Um was handelt es sich denn?“ fragte er höflich, um sich die Gemeinderäte nicht zu Feinden zu machen.

„Es sollen hier außerordentlich viel Steuerzündnungen vorgekommen sein,“ sprach der Bürgermeister recht harmlos.

Alähni schwieg einen Augenblick. Dann machte er: „So — so — — Da, ich darf aber leider nichts sagen!“ rief er, scheinbar unglücklich. „Sie müssen doch einsehen meine Stellung — mein Amt — ich habe Frau und Kinder — wenn ich brotlos werden sollte — meine Herren — das verlangen Sie nicht! . . . Meine Kinder —“

Er schluchzte fast.

Die Männer wurden weich und gerührte. Ein großes Schnüren begann. Alle protestierten und der Rentier rief:

„Schluß der Diskussion!“

Alähni bemühte jetzt schlau die Stimmung der Männer.

„Sehen Sie — ich würde ja gern Auskunft geben. Aber — wenn nun meine Behörde doch von der Sache erfährt. — Nein, meine Herren, Sie verlangen nicht, daß ich mit meiner Frau und meinen unmündigen Kindern betteln gehe — — Ich bitte Sie,“ schloß er in flehendem Ton und wischte sich den Schweiß von der bleichen Stirn — „ich bitte Sie, ersparen Sie mir die Antwort.“

Geseritz erhob sich mit dem Taschentuch an den Augen und bat mit zitternder Stimme, doch

ja keine Familie unglücklich zu machen. Niße kam wieder mit seiner unvermeidlichen Bemerkung, daß der Vorredner schon alles gesagt hätte.

„Dann sind wir also einig, daß wir die Frage fallen lassen?“ meinte nunmehr der Bürgermeister.

„Jan, jaul! Dat versteht sich! Woll, woll!“ antworteten die Gemeinderäte.

Alähni atmete erleichtert auf. Zu Nebenunt, daß die ihm bedrohende Gefahr so rasch vorübergegangen, platzte er heraus:

„Aber eigentlich müßten wir eine außerordentliche Revisionskommission verlangen, die hier alles untersucht und uns Genugtuung verschafft.“

Geseritz griff sofort den Gedanken auf:

„Tawohl, eine Revisionskommission! Ich kann mich dem Antrag des Herrn Alähni nur anschließen!“

Da stammelte Alähni verwirrt:

„Aber — ich habe doch keinen Antrag gestellt!“

Die Gemeinderäte sahen sich an. Was nun?

Plötzlich sprang Hoppe auf.

„Eine außerordentliche Revisionskommission! Das ist das Geschickteste! Empfangen Sie meinen Glückwunsch zu dem Gedanken, Herr Alähni!“

Er ging hin zum Steuerzahler, drückte ihm, spöttisch lächelnd, die Hand und klopfte ihm auf die Schulter:

„Sie sind ein Prachtmensch, Herr Alähni! Ich gratuliere Ihnen. Sie können es noch weit bringen. Die Geschichte mit der Revisionskommission wird Sie gewiß fördern!“

„Ich — ich hoffe es auch,“ antwortete Alähni erzwungen und ließ die Lobpreisungen erstarrt über sich ergehen. Als dann der Antrag auf Entfernung einer außerordentlichen Revisionskommission angenommen wurde, mußte er sich an einen Stuhl festhalten. Hoppe drückte ihm die eiskalte Hand.

„Auf Wiedersehen in der „Post“! Da ist's doch molliger als hier. Was, Herr Alähni?“

Im niedrigen Saal des Gasthofs zur Einkehr, draußen am Viehmarkt von Thorstadt, ratterten die Trompeten der städtischen Kapelle. Den jungen, schmalen Lehrlingen rutschte manchmal ein greller, unharmonischer Klang aus den Instrumenten. Doch das kränkte die Tanzenden nicht. Sie stießen quietschende Schreie aus und stampften mit den Füßen. Und die Mädchen lachten und juchzten. Wenn's nur nach dem Takt ging. Den blies der Kapellmeister, der fortwährend mit dem Fuß wippte, um den Rhythmus halten zu können.

Die Hochzeitsgesellschaft war laut und vergnügt. Solche noble Hochzeit kam nicht alle Jahre vor. Die einzige Tochter des alten Noch heiratete den Sohn vom Ackerbürger Niße. Beide Brautväter saßen im Gemeinderat. Dessen gesamte Mitglieder waren geladen — mit Frau und Kindern. Fast in derselben Ordnung wie im Rathaus saßen die schwarzgekleideten Männer beieinander an einer langen Tafel. Einzelne sahen vergnügt den Tanzenden zu und lächelten vor sich hin. Andere stießen mit den Gläsern an. Manchem fiel das schwer. Ihre von der Feldarbeit gesteiften Finger konnten die dünnen Füße der Gläser kaum halten. Alle aber waren seelenvergnügt — wie da die jungen hellgeputzten Mädchen von den jungen Burschen herumgeschwenkt wurden.

Bernitz schmunzelte, als der Wirt neue Flaschen auf den Tisch stellte:

„Man merkt mir, daß dat dem alten Noch schlecht geht . . . Ob er de Hochzeit von de unterschlagenen Steuern macht?“

„Du — sag dat nich zu vernehmlich!“ maulte Hoppe.

„Dat's doch man Spaß!“

„Ja — Du weißt doch, dat er, wenn er einen in de Arme hat, weiter keinen Spaß versteht.“

„Ob wat?“ Bernitz wurde fröhlig und drehte seinem Freund Hoppe den Rücken zu. Dann rief er laut über den Tisch dem alten Noch zu, der im schwarzen Gehrock ganz prächtig aussah und dessen Nase rot glänzte im verbrannten Gesicht:

„Du — Noch die Revisionskommission soll ja woll mi bald kommen? Wat?“

Noch machte ein paar Züge aus seiner Zigarre und sagte:

„Na — wat geht mir dat an?“

Bernitz lachte mehrere Male trocken und pfiffig, raus und meinte:

„Na — Du ich hab einen gesenkt, der hat sein ganzes Vermögen verschwendt, eh' se ihm issi de Bude rücken könnten.“

„Der war woll verrückt!“ rief Noch. Alle lauschten seine Zärtigkeit, mit der er an seinem Eigentum hing und freuten sich, wenn man ihn damit aufzog. „An wen hat er't denn verlobt?“ fragte er lauernd.

„An seine Minder!“

„Wat? Na — die können noch wat zu kriegen!“ Er schlug mit der Hand durch die Luft, als wolle er jemand verprügeln.

Die Gemeinderäte feierten. Der alte Noch feierte sich diesmal nicht daran, sondern rief:

„Schenkt ein! Schenkt ein! Laßt den Wein nich warm werden.“

Die Musik machte eine größere Pause. Die jungen Leute ließen nach den in einer Nische ausgelegten Viersässern. Die Mädchen und jungen Frauen gingen nach dem Nebenzimmer, wo Limonaden und andere süße Getränke standen. Einige Paare schlenderten hinaus in den Garten; draußen wurden sie von Mädchen schwärmen empfangen, die bisher die Fenster umlagert und sehnsüchtig hineingescharrt hatten.

In einer Ecke des Saales lagen ältere Sterne. Der eine von ihnen, der Blasfahl, zog, nachdem er einen kräftigen Schluck aus seinem Schnapsglas genommen, eine Mundharmonika hervor. Der dösig Heinrich, sein Kammerad, sang dazu:

„Mudder, ich will een Ding haben!  
Wat vor'n Ding, mien Herzestund?  
Geu Ding, een Ding!“

Die jungen Weiber, die herumstanden, freischnitten auf. Sie wußten, daß jetzt recht herzhafte Verse kamen. So gern sie die hörten, es war noch zu früh dazu. Sie hatten noch nicht den dazu passenden heißen, schwindeligen Kopf. Sie schrieen:

„Nee, nee — dat nicht Gern ändert!“

„Warum denn?“ fragte Heinrich unbeholfenvoll.

„Dat weisste schon.“

„Neee, dat weiß ich nicht. Zegg doch — werm?“

„Mach nich soviel Sperrenken und sing wat anderes!“

„Is gut!“ sang Blasfahl, „aber denn giebt noch einen von de schönen Sort in!“

„Da — nu los!“ Die Mädchen saßen sich unter im Halbkreis.

Karl spielte ein lehrloses Vorpiel — da sagte Heinrich:

„Zek kann nich singen. Der Schnaps hat mir die Nale zugepumpt. Zek muß erst 'n Kuß friegen!“

(Fortsetzung folgt)

## Am Meer.

Ein Nachen treibt seit vielen Stunden,  
Die lange Nacht auf weitem Meer;  
Wer weiß, ob er sein Ziel gefunden  
Vielleicht irrt er noch fests umher. . .

Mir war's, als müßt' er säh verschlissen,  
Und noch im blut'gen Morgenrot  
Sah ich ihn ringen mit den Wellen  
Und kämpfen gegen Flut und Tod.

Bleigraue sturmgepeitschte Wogen  
Zerschlagen nun im Silberschaum,  
Sturm vögel, die vorüberzogen,  
Verliehen leicht den Wellenschaum.

Aus dunklen Wolken grüßt herüber  
Der Leuchtturm von den stein'gen Höhn,  
Nun ist die Sturmflut lang vorüber . . .  
Die Wellen zur Ruhe gehn. . .

O möcht' uns einst ein Morgen grauen,  
Wo märchenstill am gold'gen Strand  
Wir auf das Meer ins Weite schauen  
— Voll tiefem Frieden — Hand in Hand.

O könnten wir nach all' dem Hasten,  
Nach all' den Fahrten, bang und weit,  
Einst still an dieser Stelle rasten,  
Nichts fühlend von verklung'ner Zeit.

Elesbeth Eisner.

**John Brown.** Am 2. Dezember waren fünfzig Jahre vergangen, seit der tapfere amerikanische Freiheitskämpfer John Brown für seine Überzeugung wie ein Verbrecher auf dem Schafott endigte. Browns Name verdient nicht, der Vergessenshett anzehntgufallen. Wir haben es in ihm zwar nicht mit einem Mann von ungewöhnlichen Geistesgaben zu tun, wohl aber mit einer heldenmütigen Persönlichkeit von ungewöhnlicher Charakterstärke, von einer seltenen Energie und Beharrlichkeit im Eintreten für das einmal als Recht Erkannte. Die Idee, von der John Brown beherrscht wurde, und für die er sein Leben ließ, war der große Gedanke der Sklavenbefreiung. Schon als junger Mensch hatte er die Sklaverei hassen lernen, und die Freiheitsliebe hatte er von seinen Vätern ererbt. Er gehörte nämlich zur Nachkommenchaft des Zimmermannes Brown von der "Raiblume", eines jener überzeugungsstarken Puritaner, die im Jahre 1629 nach Amerika gingen, um hier in der Wildnis ein Gemeinwesen nach ihrer Ansicht von Freiheit und Recht zu gründen. Auch in der äußeren Einkleidung seiner Überzeugung erinnert Brown an seine puritanischen Vorfahren. Wie ihnen, so war auch wohl dem früh in die harte Schule des Lebens hinausgestoßenen John Brown die Bibel das HauptbildungsmitTEL, das ihm in die Hände kam: er war Christ, aber noch seiner Art, nicht im Sinne der Neichen und Mächtigen, sondern der Klügeligen und Beladenen; sein Christentum war ein Evangelium der Freiheit, Gleichheit und Menschenliebe und trieb ihn an, für die Verwirklichung dieser hohen Grundsätze zu leben und nötigenfalls zu sterben. Mit sogenannten Glücksgütern nicht gezeugt, mußte sich John Brown, der am 2. Mai 1800 zu Torrington in Connecticut geboren war, von Jugend auf durch seiner Hände Arbeit durchschlagen und kam als freier Arbeiter in das Haus eines Sklavenhalters, wo ihn die nahe Verührung mit Farbigen zuerst zu intensivem Nachdenken über das unglückliche Los der unfreien Arbeiter und die verderblichen Folgen der Sklaverei auch für die freien Arbeiter brachte. So war er längst ein eifriger Gegner der Sklaverei, als er in den fünfziger Jahren an den Kämpfern teilnahm, die in Kansas zwischen den Sklavenhaltern und den freien Arbeitern entbrannten. Bis dahin hatte er sich auf mannißache Art durchgeschlagen, hatte sich als Gerber, als Wollhändler, als Landmann ernährt und war hauptsächlich mit Kindern gezeugt, deren er aus zwei Ehen zweihundzwanzig hatte. Als 1854 die Besiedelung von Kansas begann, war auch John Brown nebst etlichen Söhnen unter den zahlreichen "Freibodenleuten", die hinztrömten, um nach ihrem Grundsatz: "Freien Boden für freie Leute" das neue Territorium den Sklavenhaltern streitig zu machen, die vom nahen Sklavenstaat Missouri her zahlreich erschienen und große

Mengen weissen, rauflüstigen Gesindels, sogenannter Grenzströme, mitbrachten, um mit Gewalt allen Boden in ihre Hände zu bringen, die freien, selbstarbeitenden Ansiedler fernzuhalten und Kansas als Sklavenstaat gleich den übrigen Südstaaten zu organisieren. Es gelang den Sklavenhaltern auch zunächst, mit bewaffneter Hand die ersten Einwanderer aus den Nordstaaten zu verdrängen. Aber nun kamen die Freibodenleute in großen Mengen und gleichfalls mit bewaffneter Hand, um den Anmaßungen der Sklavenhalter ein Ende zu machen. Es entspann sich in Kansas ein tödlicher Bürgerkrieg, der sich Jahrelang hinzog. An diesen Kämpfen gegen die Sklavenhalter und Grenzströme nahm John Brown nebst seinen Söhnen hervorragenden Anteil. Als Kapitän Brown machte er sich einen gefürchteten Namen, besonders durch ein siegreiches Gefecht auf der Kansasprie. Am meisten verholt wurden er, seine Söhne und Freunde den Sklavenhaltern dadurch, daß Brown eine Spezialität daraus machte, Neger zu befreien. Vielen Sklaven aus Missouri hat er zur Flucht verholfen, und die Wut über den erfolgreichen Sklavenbefreier war in Missouri so groß, daß der Gouverneur dieses Sklavenstaates einen Preis von 3000 Dollars auf Browns Kopf setzte. Schließlich wurde ihm sein Heimweisen zu Ossawatomie in Kansas niedergeschossen, er selbst aber zog mit einigen weißen Gefährten und einer Schar befreiter Neger von dannen, zunächst nach Kanada. Hier blieb er aber nicht lange, sondern ging mit seiner Familie nach Virginien und stellte sich im gebirgigen Nordwesten dieses Staates an, in Harper's Ferry am Zusammenfluß des Shenandoah und Potomac. Obwohl ihn sein tapfriges Eintreten für die Antislavereibewegung um seine Existenz in Kansas gebracht hatte, dachte der tapfere Mann doch nicht im Traume daran, daß er, um in Ruhe zu leben, der Wissenschaft für seine Überzeugung entsagen könnte. Sonder im Gegenteil kam ihm nun gerade in seinem neuen Wohnort in Virginien der verwegene Gedanke, durch dessen Ausführung er mit einem Schlag und auf größtem Maßstabe das in die Wege zu leiten hoffte, was er in Kansas im kleinen betrieben hatte, die Negerbefreiung. In Harper's Ferry befand sich nämlich ein Zeughaus, wozin die reichen Kriegsvorräte des Staates Virginien aufgespeichert waren. Browns Plan lief nun darauf hinzu, sich mit seinen Söhnen und anderen Geführen zusammen überraschend des Arsenal von Harper's Ferry zu bemächtigen und mit den darin aufgespearten Vorräten an Waffen und Munition die Sklaven zu bewaffnen, die ohne Zweifel auf seinen Ruf in Massen von allen Seiten zusammenströmen würden, um sich die Freiheit zu erkämpfen. Zu dieser Annahme glaubte er auf Grund der Berichte von Negern, die mit ihm in Verbindung standen, alle Ursache zu haben. Er schlug also in der Nacht vom 16. zum 17. Oktober 1859 los. Mit 17 Weißen und fünf Negern bemächtigte er sich in der Tat ohne besondere Schwierigkeiten des Zeughäuses, des ganzen Ortes und aller Zugänge. Auch machte er zum Teil noch in der Nacht, zum Teil am Morgen des 17. Oktober eine Anzahl der Bürger von Harper's Ferry zu Gefangenen, soweit diese Sklaven besaßen, wurden solche in Freiheit gesetzt und bewaffnet. Dadurch erfuhr zwar die kleine Schar eine Verstärkung, geschwächt wurde sie aber um eine Anzahl Leute, die in die weitere Umgebung abgeschnitten wurden, um die Plantagenbesitzer gefangen zu nehmen und ihre Sklaven zum Kampf aufzurufen. Ehe das aber folgen haben konnte, begann sich in Harper's Ferry das Blättchen schon zu ungünstigen Browns zu wenden. Bereits am Morgen begannen die in Freiheit gebliebenen Weißen des Ortes, die, wie überall in Virginien und in allen Sklavenstaaten, in ihrer großen Masse fanatische Gegner jedes Gedankens von Negerbefreiung waren, auf die Aufständischen zu feuern. Auf beiden Seiten gab es Tote und Verwundete. Brown behauptete sich zwar noch. Gegen Mittag aber befahlen seine Feinde Verstärkung, eine Kompanie Miliz aus der Grafschaftshauptstadt Charlestown, und nun war eigentlich schon alles verloren; wo schon die Weißen der ganzen Gegend auf die Beine und unter die Waffen kamen, war nicht mehr zu erwarten, daß die Schwarzen einen Versuch machen würden, sich zu erheben; war doch kein Gedanke mehr daran, nach Harper's Ferry hinein- und in den Besitz von Waffen zu kommen. Brown machte aber keinen Versuch, aus Harper's Ferry auszubrechen und den Rückzug in die Berge anzutreten, sondern ließ es auf einen Verzweiflungskampf ankommen. Die Übermacht warf ihn bis ins Zeughaus zurück, wobei schon ein halbes Dutzend von der kleinen Schar der Freiheitskämpfer außer Gefecht gesetzt wurden. Und angefangs des immer größer werdenden Zuganges auf

Seiten der Sklavenhalter war es nicht einmal mehr möglich, das ganze Zeughaus zu halten, sondern Brown zog sich schließlich ins Spritzenhaus zurück und verteidigte sich hier den ganzen Abend und die Nacht, obwohl der Feind nun schon 1500 Mann gegen vier Weiße und sechs Neger ins Feld führte. Dies war alles, was der Augenblick der Angreifer noch übrig gelassen hatte. Drei Söhne Browns waren unter den Gefallenen. Er verlor aber nicht die Fassung, sondern äußerte zu einem der Gefangenen, die er noch bei sich hatte, er habe seine Söhne nicht dazu bewogen, sich ihm in dieser Unternehmung anzuschließen, er bedauere aber ihren Tod nicht, denn sie seien für eine gute Sache gestorben. Derselbe Gewährsmann erklärte weiter, daß Brown der tollblütigste Mann sei, den er je gesehen. Am Morgen des 18. Oktober schritt man zum Sturmangriff auf das Spritzenhaus. Nach heftigem Kampf wurde von der Übermacht genommen. Unter dem Teile der Zusassen, der nicht sofort getötet wurde, war Brown selbst; durch mehrere Säbelhiebe schwer verwundet, wurde er in das Gefängnis von Charlestown eingeliefert. Der Ausgang des Prozesses wegen Hochverrats und Mordes, der gegen ihn eingeleitet wurde, stand natürlich von vornherein fest: selbstverständlich, daß die Sklavenhalter den Negerbefreier zum Tode verurteilten. Er bewies auch vor Gericht dieselbe Ruhe und Festigkeit, die er im Kampf gezeigt hatte. In seiner Verteidigungsrede sagte er zum Schluss: „Ich sehe da ein Buch, das gekürt wird, welches ich für die Bibel, wenigstens für das Neue Testament halte. Dieses Buch nun lehrt mich, daß ich den Leuten tun soll, was ich wünsche, das sie mir tun. Es lehrt mich ferner, werer, die in Banden sind, als ihr Mitgeschwader zu gedenken. Ich habe versucht, dieser Lehre gemäß zu handeln. Ich bin noch zu jung, um zu verstehen, daß bei Gott ein Ansehen der Person gilt. Ich glaube, daß die Art und Weise, wie ich mich der verachteten Armee des Herrn angenommen habe, und wie ich stets zu gegeben habe, mich ihrer angenommen zu haben, nicht unrecht, sondern recht war. Wenn es nun fü notwendig erachtet wird, daß ich mein Leben verlieren soll, weil ich Gerechtigkeit gesucht habe, dann ich mein Blut mit dem meiner Kinder vermische und mit dem Blute von Millionen in diesem Sklavenlande, deren Rechte durch gottlose, grausame und ungerechte Geseze in den Staub getreten werden, so unterwerfe ich mich — es mag geschehen!“ Browns freiheitliches Christentum hatte nichts gemein mit dem der Sklavenhalter und ihrer Gemilie, die bekanntlich die Sklaverei für die gottgewollte Ordnung ausgaben. Die Pfaffen, die b. Brown in seinen letzten Tagen ihre Trostungs- und Beklehrungsversuche machten, ließen übel an; zu einer dieser Herren, der ihm die Vereinbarkeit von Christentum und Sklaverei darzutun versuchte, sagte er: „Lieber Herr, Sie wissen nichts vom Christentum; Sie müssen erst das ABC der christlichen Religion erlernen, indem ich finde, daß Sie nicht einmal die Bedeutung des Wortes kennen. Ich erpektiere Sie allerdings als einen Mann von Bildung, aber als einen Heiden.“ Am 2. Dezember 1859 wurde John Brown zum Tode geführt. 3000 Mann Miliz waren auf der Richtstätte aufgestellt, zahlreiche Geschüze aufgepflanzt, als ob der gefürchte Mann jetzt noch gefährlich werden könnte. Auf dem Wege zum Galgen fragte man ihn, ob er Furcht empfinde, er verneinte mit den Worten: „Es ist für mich von Jugend auf charakteristisch gewesen, nicht an physischer Furcht zu leiden. Ich habe unendlich mehr von Blödigkeit als Furcht gesessen.“ Und so blieb er ruhig, ja heiter, bis zuletzt, obwohl man ihm zur Vornahme etlicher militärischer Evolutionen unnötig und grausam lang auf dem Fallbrett warten ließ, ehe das verhängnisvolle Zeichen gegeben wurde. Gleich John Brown wurden auch die übrigen Gefangenen gehängt. Der Tod Browns und seiner Genossen war kein ganz vergebliches Opfer. Das Ereignis von Harper's Ferry erregte überall das größte Aufsehen und brachte ohne Zweifel viele zum ernstlichen Nachdenken über die Schmach, daß die Sklaverei noch immer bestehen und durch das Gesetz gegen solche Anfechtungen wie durch den tapferen John Brown geschützt werde. Und auch die Neger blieben nicht achthlos bei dem für ihre Freiheit gebrachten Opfer. Noch ein paar Jahre und in dem 1861 ausbrechenden Krieg zwischen den Sklavenhaltern und den freien Staaten kämpften hundertausend Neger auf Seiten des Nordens. Ihr Lieblingsgesang aber auf dem Marsch und am Lagerfeuer war das Lied von John Brown, der für ihre Freiheit gestorben. — a. c.

Nachdruck des Inhalts verboten!